

dtv

Äthiopische Hochlandsorte oder kolumbianische Schlechtwetterernte? Blitzschnell erkennt Hans Brionis Zunge, ob es sich um edelste Bohne oder bitteren Stinker handelt. Nach einer schmerzlichen Trennung hat der Besitzer einer kleinen Kaffeerösterei die Hoffnung auf eine neue Liebe fast aufgegeben, seither gilt seine Leidenschaft dem »Wein des Orients«. Bis wenige Tage vor Weihnachten ein Anschlag Brionis Leben verändert. Die Ursache sind vergiftete Bohnen. Ist es eine Erpressung oder die Tat eines Wahnsinnigen?

Eine junge Fernsehjournalistin verdächtigt den verschrobenen Kleinröster. Auf der Suche nach den Drahtziehern taucht die unerfahrene Reporterin ein in Hans Brionis Welt und versucht, hinter seine Maske zu schauen. Die Jagd nach den Tätern führt das ungleiche Paar quer durch Mitteleuropa, von Berlin nach Wien, in die Stadt der Kaffeehäuser. Ein Roman über verlorene und wiedererwachende Gefühle, über eine turbulente Vater-Sohn-Beziehung und über die historische Bedeutung des Kaffees seit der Französischen Revolution.

*Gerhard J. Rekel*, 1965 in Graz geboren und aufgewachsen. Studium an der Filmakademie Wien (bei Axel Corti), Diplom und Magister art. Danach ausgedehnte Reisen durch China, Indien und Südamerika, Absolvent der ›Drehbuchwerkstatt München‹, lebt seit 1997 in Berlin. Drehbücher (u.a. für ›Tatort‹), Romane (›Revanche‹, 1996; ›Hahnenkampf‹, 1999), mehrere aufgeführte Theaterstücke, zuletzt wurde ›Machiavellis Masseur‹ (2004) von der Jury des Thalia-Theaters Hamburg zu einem der besten vier Nachwuchsstücke gekürt.

Gerhard J. Rekel

## Der Duft des Kaffees

Die Geschichte einer Verschwörung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
April 2008  
© 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Übersee-Museum Bremen  
Satz: Kösel, Krugzell  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21090-4

## Geschichte vor der Geschichte

*Konstantinopel, im Jahre 1554*

*Der Vorhang bewegte sich.*

*Die Männer hielten im Reden inne. Nur die Geräusche der Stadt drangen in die Säulenhalle: klappernde Hufe, Marktgeschrei, weit entfernt ein Muezzin.*

*Zwischen Vorhang und Torbogen erschien ein Gesicht, es war das Abbild eines Engels; anmutige Augen, geschwungene Lippen, hohe Wangenknochen und lange, zu einem Zopf geflochtene Haare. Die Männer hofften, der Engel würde den schweren Vorhang zur Seite schieben und den nackten Fuß auf den kalten Marmor stellen. Der Engel aber drehte sich um, ließ den Vorhang fallen und verschwand. Statt seiner kam ein Jüngling mit einem Silbertablett voller Fayence-schalen, in denen eine Brühe dampfte. Die Männer nahmen kleine Schlucke, sie wollten die Wärme spüren und die Zunge so lange wie möglich mit dem Gebräu benetzen, sie preßten ihre Finger an die gold-verzierten Gefäße, als könnten sie so in Verbindung treten mit einer anderen Welt.*

*Bis auf den letzten Platz waren die Samtkissen besetzt von Muslimen, Juden und Christen, von Jungen und Alten, von edel Bekleideten und in schmutzige Lumpen Gehüllten, von unsicher Gestikulierenden und schweigend ihre Wasserpfeife Rauchenden.*

*Sie saßen aufrecht und mit gekreuzten Beinen. Einige waren parfümiert, andere stanken: der Bettler nach faulen Zähnen, der Bauer nach altem Schweiß, der Fleischer nach Blut, der Steuereintreiber nach Geld, der Gelehrte nach Kardamom. Außerhalb dieses Hauses ging der Fleischer dem Bettler aus dem Weg, der Bauer wechselte die Straßenseite, wenn er einen Steuereintreiber auf sich zukommen sah, und der Gelehrte, immer in Angst vor einer ansteckenden Krankheit,*

wich jedem Gegenüber aus und schritt die Straße in Bögen ab. Hier aber saßen sie nebeneinander, dichtgedrängt, Körper an Körper. Was sie anlockte, war der Duft eines Tranks, der das Erscheinen des Engels ankündigte.

Der Vorhang bewegte sich nicht, noch immer nicht.

Plötzlich aber waren Explosionen zu hören. Ein Mann im Kaf-tan hielt eine Pfanne mit grünen, gelben und roten Kirschen über das Feuer. Die Hitze entzog den Früchten ihre Farbe, manche platzten. Mit einem Metallhaken wendete der Kahwedschis die Kirschen, um sie von allen Seiten zu rösten. Waren sie braun, schüttete er sie in einen Holzmörser, zerstiess sie mit einem Stößel, geduldig und kraftvoll. Dann leerte er das Pulver in einen Ibrik und verrührte es mit heißem Wasser. Über dem Feuer kochte er den Sud zehnmal auf, dann goß er ihn in kleine Porzellanschalen und achtete darauf, den Schaum gerecht zu verteilen.

Endlich bewegte sich der Vorhang.

Ein Tamburin, eine Mandoline und eine Flöte suchten einen Wohlklang. Der Engel trat vor. Um das Gesäß hatte er einen karmesinroten Schurz gebunden, um die Hüften hing ein mit Goldfäden durchzogenes Seidentuch. Klanghölzer schlagend lief der bartlose Junge in die Mitte des Saales, verbeugte sich und begann um den zweistöckigen Marmorbrunnen zu tanzen. Er ließ sein Becken kreisen, griff in den Brunnen, versprühte Wasser über die Besucher des Tempels und bewegte sich von Strophe zu Strophe ekstatischer.

Einige Turbanträger drehten Perlenketten zwischen den Fingern und beteten, andere sahen durch den Engel hindurch. Obwohl die Männer unterschiedlichen Glaubens waren, vereinte sie eine Sehnsucht: Durch das Trinken von Kaffee und den Anblick eines makellosen Körpers hofften sie, dem Schöpfer nahe zu sein. Es war die erste Stufe auf dem Weg zum Paradies, die ihre höchste Form in Enthaltbarkeit und absoluter Keuschheit erreichte – wer im Kaffeehaus saß und der Betrachtung eines Engels huldigte, verrichtete einen Gottesdienst.

## *Samstag, der 16. Dezember*

Jakob war aufgeregter, Jakob war siebzehn, Jakob dachte an Yazminas dunkle Augen. Er sah zum Eingang. Jedes Schwingen der Glastür beschleunigte sein Herz, jede weibliche Silhouette, die er durch das Milchglas wahrnahm, ließ ihn zusammensucken, den Atem anhalten. Es war bereits zwei Minuten nach zehn, wo blieb sie?

Yazmina ging in die Parallelklasse. Er hatte alle ihre Artikel in der Schülerzeitung gelesen, er bewunderte ihren Witz und ihren Einfallsreichtum, er träumte von ihr, und es ging ein Traum in Erfüllung, als sie seine Einladung annahm. Im Gegensatz zu den anderen Mädchen seines Jahrgangs schien an ihr die Pubertät spurlos vorübergegangen zu sein, kein unsicheres Gekicher, keine Zigaretten, keine unreine Haut. Einige Jungs aus der Schule hatten schon versucht, bei ihr zu landen. Sie blockte immer ab.

In der gläsernen Tischplatte spiegelte sich Jakobs Gesicht, er hatte Pickel am Hals, nicht viele, aber sie waren ihm peinlich. Mit einem Abdeckstift hatte er den Entzündungen das Rot geraubt, er hatte sich das Haar schneiden lassen, einen coolen Sweater angezogen und sich überlegt, was er Yazmina erzählen würde. Vor seinem inneren Auge hatte er mehrmals eine Geschichte formuliert, eine Geschichte für sie.

Er fixierte die Tür und musterte jeden Neuankömmling. Obwohl es in dem Raum angenehm kühl war, glühten seine Wangen. Er hatte Yazmina dieses Lokal vorgeschlagen, denn er

wollte keine Schulfreunde treffen, wollte mit ihr nicht irgendein Café besuchen, wollte abheben. In einem Reisebericht hatte er gelesen: *Wer zusammen über der Welt schwebt, ist schon ein wenig mit ihr vereint*. Das hatte ihm gefallen.

Der *Drachus*-Coffeeshop hatte erst vor wenigen Monaten auf dem Fernsehturm eröffnet. Er wußte von seinem Vater, daß der Kaffeeröster *Drachus* große Anteile billiger Robustabohnen in seine Kaffees mischte und diese Bar auf dem höchsten Punkt der Hauptstadt Teil eines großangelegten Programms war, um den Ruf des Billigkaffees zu verbessern. Der größte Kaffeeproduzent Deutschlands kämpfte um jüngere Kunden, setzte dem Espresso-kult der erfolgreichen italienischen und amerikanischen Marken etwas entgegen: Designermöbel, schick gekleidete Kellnerinnen und flippige Werbespots. Sein Vater hatte ihn gewarnt, den billigen Bohnenaufguß zu trinken, überhaupt die Läden dieser Kette zu betreten. Jakob aber fand das kleinlich, es ging ihm nicht um Arabica oder Robusta, er hoffte hier einfach vor kichernden Schulkollegen sicher zu sein.

Jakob sah auf die Uhr und wurde unruhig. Wollte ihn Yazmina versetzen, war das ihre Art zu sagen, daß sie keine Lust hatte? Es hatte ihn große Überwindung gekostet, sie anzusprechen. Er nahm sich vor, cool zu bleiben.

Langsam zog Berlin an seinem Tisch vorbei. Einmal pro Stunde drehte sich der Turm um die eigene Achse, jedes Fenster eröffnete einen neuen Ausblick: erst die Plattenbauten im Osten, dann die Spree mit dem Treptower Park, im Westen das Sonygebäude, die Siegessäule und ein Christbaum auf dem Pariser Platz. Jakob hatte im Unterricht einiges über die Geschichte der Stadt erfahren; jetzt, wo er hier saß, fragte er sich, warum die DDR-Regierung wohl den Turm gebaut hatte. Um ihren Bürgern den Blick über die Mauer zu ermöglichen? War der Turm in der Mitte Berlins eine Sehbrücke zwischen auseinanderdriftenden Weltanschauungen?

Vor zwei Jahren war er zum letzten Mal mit seinem Vater



hiergewesen. Eine ältere Kellnerin hatte sie bedient, sie war stark geschminkt, trug eine blaue Uniform und hatte wasserstoffblondes Haar; er und sein Vater lachten darüber, sie hatten das Gefühl, auf dem Turm sei die Zeit stehengeblieben. Nun aber fragte ein hippestes Girlie nach seinen Wünschen; in roter Bluse und bodenlanger Schürze nahm sie seine Bestellung entgegen.

»Eine Cola.«

Sie drehte sich um und ging, er rief ihr nach: »Nein, einen Espresso, bitte!«

Espresso schien ihm erwachsener. Er hatte seinem Vater von Yazmina erzählt, und er war stolz, mit ihm darüber reden zu können. Daß er wegen des Treffens den Italienisch-Förderunterricht schwänzte, hatte er nicht erwähnt.

Jakob beobachtete, wie in der Nähe der großen Espressomaschine eine junge Frau ein englisches Frühstück verzehrte. Sie trug Ohringe mit schwarzen Kunststoffdreiecken, neben ihr lag eine Lederhandtasche in Triangelform; die Frau hat eine Schwäche für Dreiecke, dachte Jakob.

Die Kellnerin stellte ihm den Espresso auf den Tisch und brachte der Frau mit den Ohrringen einen Milchkaffee. Es schien, als hätte sie dringend darauf gewartet, sie griff rasch zur Tasse.

Jakob sog den Geruch des Espressos ein. Er roch angenehm süßlich und schmeckte im Abgang bitter, wie es sein Vater prophezeit hatte. Es störte ihn nicht, er trank die Tasse in zwei Schlucken leer.

»Hallo.«

Yazmina war ungeschminkt, sie hatte ihr wildes Haar zu einem dicken Zopf gebunden. Ohne ihre rote Daunenjacke abzulegen, setzte sie sich ihm gegenüber und bestellte Früchtetee. Jakob hielt sich heimlich an der Tischkante fest, um zu verhindern, daß er vor Aufregung ins Gestikulieren geriet.

»Wie findest du's hier?«

Sie spielte mit ihrem Zopf, ihr Blick streifte über die kühlen Aluminiumleuchten, die langgestreckte Bar und die Frau mit der Schwäche für Dreiecke. Sie nickte.

»Du bist in einem Gotteshaus!«

»Wo bin ich?«

»In einem Gotteshaus.«

Sie reagierte nicht, aber er ahnte, daß sie ihn nun für einen Spinner hielt. Ein Teil seines Plans. Yazmina gestaltete die dritte Seite der Schülerzeitung, oft schrieb sie Episoden aus ihrer Heimat. Jakob wollte sie mit einer beeindrucken, deshalb hatte er seinen Vater ausgehört.

Er versuchte zu erzählen, was er vor dem Spiegel geprobt hatte. In abgerissenen Sätzen schilderte er das Innere des Säulentempels, verlor sich im Universum der Turbanträger, nach jedem Satzfragment machte er eine Pause, um sich Yazminas Aufmerksamkeit zu versichern, um sich zu beruhigen und um länger am nächsten Satzbeginn feilen zu können. Daß der Bartlose wie eine Frau gekleidet war, einen Zopf trug und fast noch ein Kind war, erzählte Jakob nicht. Je deutlicher er die Stimme seines Vaters hörte, um so abgerissener wurden seine Sätze und um so ungeduldiger wurde Yazmina – und um so klarer wurde ihm, daß diese Geschichte mehr zu seinem Vater paßte als zu Yazmina.

Die Kellnerin brachte den Früchtetee.

Während Jakob sein Knie dem ihren näherte, kämpfte er mit explodierenden Kirschen, dem Ibrik und dem Tanz des Engels. Beim Kahwedschis stotterte er – die Schilderung des ersten Kaffeehauses in Konstantinopel, das bei den Besuchern das Ansehen eines Gotteshauses hatte, geriet ins Schleudern. Jakobs Herz pochte, er merkte, wie er rot wurde und sich Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten.

Mit dem Griff zum Wasserglas versuchte er sich zu retten, erzählte eilig die Episode von den zwei Wassergläsern, die es nur in manchen Wiener Kaffeehäusern gab, wie in dem Café seines

Onkels, das er mit seinem Vater vor Jahren besucht hatte. Bevor aber Jakob erzählen konnte, wann in Wien ein Kellner dem Gast zwei Glas Wasser unverlangt auf den Tisch stellt, fühlte er, wie das Pochen in seinem Körper stärker wurde. Es war nicht die Erregung beim Anblick eines Mädchens, es war ein stechender Schmerz. Beim Eintritt ins Gymnasium, als er mit seinen Eltern wochenlang stritt, hatte er manchmal ein ähnliches Gefühl gehabt. Ein kleiner Schlag auf die Brust reichte, und der Schmerz verschwand. Diesmal war er prägnanter. Er schlug sich auf die Brust, doch das Zucken wurde heftiger.

Irritiert sah ihn Yazmina an.

»Schon okay«, sagte er und berichtete von einer überstandenen Erkältung. Die Frau mit der Schwäche für Dreiecke hustete, laut und unregelmäßig, sie hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht, Wimperntusche rann ihr über eine Wange. Sie wurde blaß, sprang auf und hastete zur Toilette. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, war ein dumpfes Aufschlagen zu hören.

Ein Mann an der Bar blickte besorgt zur Kellnerin, sie hielt im Servieren inne und folgte der Frau in den Waschraum. Jakob spürte Schmerzen in seinem linken Arm, im Nacken, in der Brust. Er rang nach Luft, er hatte das Gefühl, erwürgt zu werden, er glaubte zu implodieren. Messer durchstachen sein Herz, er sah durchs Fenster – die Stadt beschleunigte, die Siegessäule bog sich, der Christbaum kippte, die Spree trat aus den Ufern, das Sonygebäude hob ab, ein Sog erfaßte ihn, er hatte das Bedürfnis zu springen. Seine Hand klammerte sich an das Tischbein, ein Stechen zwang ihn in die Knie. Yazmina beugte sich über ihn. Er spürte ihre Hand am Hinterkopf, er fixierte ihre Augen, als könne sie ihn mit Energie aufladen, er starrte auf ihre Lippen, die sich bewegten, ihm etwas zuriefen, er fühlte ihre Arme, die ihn schüttelten, er glaubte, Sorge in ihrem Gesicht zu entdecken, was nur bedeuten konnte, daß sie ihn mochte. Für eine Sekunde dämpfte das den Schmerz – bis erneut Messer rotierten, schärfer

und tiefer als zuvor, er krümmte sich, versuchte zu schreien, doch kein Laut drang aus seinem Mund.



Vor drei Jahren, an seinem vierzigsten Geburtstag, hatte sich Hans Brioni entschlossen, einen azurblauen Dufflecoat zu kaufen. Die fest im Gewebe verankerten Schußfäden bilden kleine Luftkammern, die gegen Wind, Nässe und Schnee isolieren, ohne daß es zum Kontakt mit der weichen Schurwolle darunter kommt. Schmutzspritzer und Staub mußte er nun bloß trocknen lassen, um sie danach auszubürsten, Reinigung war nicht mehr nötig.

Gefrierender Regen wehte ihm entgegen. Gleichzeitig mit dem Erwerb des Dufflecoats hatte Brioni zu laufen begonnen. Jeden Morgen, vor Arbeitsbeginn. Andere nannten es *Joggen*, ihm war der Ausdruck zu modisch. Für ihn war es ein *Freilaufen*, eine Befreiung von der Nacht, von Alpträumen und Altlasten.

Die Kapuze des englischen Kurzmantels tief ins Gesicht gezogen, überquerte Brioni den Marheinekeplatz und wich jungen Kreuzbergern aus, die vor dem unfreundlichen Dezemberwetter in warme Cafés flüchteten.

Beim Aufsperrn der Ladentür hörte er das Telefon. Er lief ins Büro, griff zum Hörer und vernahm eine hektische, weibliche Stimme, die etwas sagte, aber offenbar nicht mehr zu ihm, denn eine Sekunde darauf hörte er ein Klicken – die Anruferin hatte aufgehört.

Normalerweise läutete das Telefon niemals vor Geschäftsbeginn. Wer rief ihn um diese Zeit an, vor allem, welche Frau? Brioni war irritiert, wollte jedoch erst später darüber nachdenken, denn in einer Viertelstunde würde seine Verkäuferin kommen, und die Zeit davor nutzte er für ein liebgewonnenes Ritual: Noch bevor er den Dufflecoat ablegte, schaltete er seine beste Espressomaschine an und drehte den Wasserhahn auf. Die Zeit

des Aufheizens nutzte er zur Befüllung des Tanks. Mit heißem Leitungswasser wärmte er die Tasse vor, denn nichts trübte den Geschmack mehr als ein zu rasch erkaltender Espresso.

Er schüttete seine Bohnenmischung in die elektrische Mühle. Mahlräder hämmerten. Den Metallfilterhalter zum Licht drehend kontrollierte er die Konsistenz des Kaffeemehls. Es mußte feiner als Sand sein, eine Stärke von unter zwei Zehntel Millimeter, nur so konnte der heiße Dampf möglichst viele Aromen aus dem Mehl zaubern. Er stampfte es mit dem Preßstempel fest. Zweimal. Kräftig. Dann schraubte er den Siebträger an die Maschine und legte den Hebel um.

Mit Argusaugen beobachtete er den feinen Strahl und wartete auf den Augenblick, in dem sich über dem schwarzen Glanz der nußbraune Flaum bildete, ganz darauf bedacht, keinen Tropfen der wertvollen Crema zu verlieren oder durch zu langes Extrahieren zu verwässern.

Seit Jahren begann er so den Arbeitstag, er liebte die Prozedur: Im Bürostuhl wippte er zurück, sog den Duft ein, trank erst ein Glas Wasser, denn die Zunge sollte gereinigt und frei vom Geschmack des Morgens sein. Mit der Hand umschloß er die dickwandige Tasse. Er nippte an dem braunen Schaum, ließ die Öle der Crema seine Geschmacksknospen erregen und die Aromen tanzen. Tropfen für Tropfen lief über seine Zunge, er bekam Lust auf mehr, nahm einen Schluck und fühlte, wie der Trank den Magen wärmte, ihn aufrichtete, Kraft gab.

Plötzlich entdeckte er einen schwarzen Punkt auf dem zartbraunen Häutchen, ein Klumpen Kaffeemehl – oder eine Mücke? Er schüttete den Inhalt der Tasse weg und ließ frischen Espresso aus der Maschine tröpfeln.

Lag es an seinem Triestiner Urgroßvater, daß Hans Brioni von diesem Getränk und der Apenninenhalbinsel so fasziniert war? Sein Urgroßvater hatte eine Deutsche geheiratet, und die nachfolgenden Generationen lebten in Berlin. Es existierte nur noch eine Verbindung zu den Triestiner Verwandten; ein Cousin

namens Luigi Brioni besaß in Wien ein Kaffeehaus. Hans Brioni hatte sich vorgenommen, den Cousin wieder einmal zu besuchen. Irgendwann. Eine Reise durch Venetien hatte Brioni vor einigen Jahren dazu bewogen, seinen langgehegten Traum zu verwirklichen: Kaffeeröster zu werden und in Berlin ein Kaffeespezialitätengeschäft zu eröffnen.

Brionis Ziel war Frieden. Mit sich und der Welt. Er suchte nicht nach einer Zufriedenheit wie koptische Mönche sie anstreben, die allen materiellen, menschlichen und unterhaltenden Bedürfnissen entsagen, vielmehr suchte er nach einem Zustand der Gelassenheit: Loslassen. Vorbeilassen. Zulassen. Er konzentrierte sich auf das Erreichbare, das Detail, die kleine Verzückung des Alltags. Für Brioni waren die Italiener Meister dieser Verzückung, denn sie hatten erkannt: Die Kunst des Lebens hängt vom Rhythmus ab. Der Rhythmus wird durch die Pause geprägt, bei der Arbeit, im Konzert und in der Liebe. Die Pause des Glücks ist das Unglück, es ermöglicht erst die Wahrnehmung von Glück. Um den Alltag zu durchbrechen, erfanden die Italiener schwarze Inseln und taufte sie Espresso – schnelles Glück durch Sehen, Riechen und Schmecken. Vor den Augen des Gastes wird frisch gemahlen, frisch aufgebrüht und rasch serviert. Nur so lebt das Aroma, nur so ist die Crema schmeckbar, nur so erreicht uns der Duft. Im Gegensatz zu den Kaffeesitten anderer Länder, wo die halbvollen Kannen stundenlang warm gehalten werden, das Aroma längst verflogen und das Getränk nur als Aufputscher auf dem Weg zu einer unbestimmten Glückshoffnung in weiter Ferne dient.

Brioni hatte die Verfeinerung des schnellen Glücks zu seinem Beruf gemacht.

Jetzt riß ihn das Telefon aus seinen Gedanken. Eine Krankenschwester meldete sich. Als Brioni ihre Stimme hörte, ahnte er, daß an einem Faden hing, was ihm am meisten bedeutete: das Leben seines Sohnes. Die Frau erzählte nicht, was passiert war, sie bat ihn nur zu kommen, schnell.

Brioni stieg in ein Taxi. Jakob sollte heute den Italienisch-Förderkurs besuchen, war auf dem Weg dorthin ein Unfall passiert? Oder war Jakob gar nicht zum Kurs gegangen? Vor dem Taxi überquerte ein Rettungswagen mit Blaulicht die Kreuzung, dann noch einer, auch hinter sich hörte er eine Sirene. Brioni wollte den Chauffeur zur Eile antreiben, doch er beherrschte sich. Es hätte keinen Sinn gehabt, der Verkehr war zu dicht, eine Blechlawine wälzte sich durch die Stadt. Er versuchte sich abzulenken. An den Schaufenstern eines Bekleidungsgeschäfts entdeckte er weißen Reif, gleichmäßig hingespriht, an einem anderen Fenster bildete der Reif Muster: Sterne, Glocken, Tannenbäume. Brioni sah Menschen mit großen Plastiktaschen, bunte Pakete mit Gold- und Silberschleifen ragten heraus. Er mochte diese Zeit nicht, die Augen der Menschen waren ständig auf der Suche, aus diesem Grund und aus jener Gier. Er spürte ein tiefes Unbehagen, je näher die Festtage rückten. Wie in jedem der letzten sechs Jahre.

Es ging nicht weiter. Eine kleine Gruppe von Frauen und Kindern demonstrierte. Auf weiße Tücher hatten sie mit roter Farbe gesprayed: »Minister in die Kita«, »So stirbt Deutschland aus!« und »Immer auf die Kleinen!«

Brioni wurde immer nervöser. Die Frauen versperrten dem Taxi den Weg, Polizisten versuchten zu vermitteln. Brioni legte einen Schein auf den Rücksitz und lief die letzten paar Meter zu Fuß.

Ihm war noch nie aufgefallen, daß es in Berlin so viele Rettungsfahrzeuge gab. Je näher er dem Krankenhaus kam, um so dichter wurde die Schlange, Ambulanzwagen des Roten Kreuzes, der Feuerwehr, des Malteser Hilfswerks, private Krankentransporter und hupende Kombis. Brioni rannte auf das Betongebäude zu, ein Motorrad mit Beifahrersitz überholte ihn, ein hustender Bursche saß auf dem Sozius. Männer in roten Overalls schoben Liegen in das Gebäude. Zwei Fernseheteams hatten ihre Kameras vor

dem Haupteingang postiert. Die Eingelieferten röchelten und hatten fahle Gesichter. Brioni schlängelte sich durch die Ansammlung von Krankenwagen, eilte in die weitläufige Eingangshalle, er wollte nicht sehen, was links und rechts neben ihm passierte, hastete zum Empfang und rief der Frau hinter dem Computer zu: »Jakob, Jakob Brioni.«

Die Frau tippte den Namen ein.

»Dreizehnter Stock, nach der Zimmernummer müssen Sie oben fragen.«

»Welche Station?«

»Intensiv.«

»Was hat er?«

Die Frau sagte nichts, sie blickte Brioni nur an und zuckte mit den Schultern. Er glaubte zu sehen, was sie dachte: Ich darf es Ihnen nicht sagen, rechnen Sie mit dem Schlimmsten. Ihre Augen waren voller Verständnis und Mitleid, professionellem Verständnis und professionellem Mitleid. Hunderte Male schon hatte sie es auf diese Weise vermieden, schlimme Nachrichten mitteilen zu müssen.

Brioni stieg in den Lift. Zwei Sanitäter rollten eine Tragbahre mit einer rothaarigen Frau in die Kabine, sie hatte die Augen weit aufgerissen, rang nach Luft, ruckartig, hastig, verzweifelt, sie suchte Brionis Augen. Er wollte ausweichen, ertrug den Blick nicht. Dann nahm er alle Kraft zusammen und lächelte. Die Frau sah es, versuchte das Lächeln zu erwidern, zog die Mundwinkel nach oben. Eine von Todesangst gezeichnete Grimasse.

Die Tür zur Intensivstation stand offen. Neuankömmlinge lagen auf dem Gang, manche husteten, andere hielten sich mit versteinerten Gesichtern an den fahrbaren Betten fest. Schwestern rannten hin und her. Ein Arzt eilte von einem Patienten zum nächsten. Brioni prallte gegen eine Schwester und fragte nach Jakob.

»Zimmer 502.«



Nervös öffnete er die Tür. Jakobs Augen waren geschlossen, an seinem Brustkorb hingen Elektroden. Brioni konnte keine äußeren Verletzungen erkennen, weder ein Arzt noch eine Schwester waren in dem kleinen Raum.

Er setzte sich ans Bett, atmete leise, um den Atem seines Sohnes zu hören. Er wagte nicht, Jakobs Hand zu berühren. Das EKG-Gerät zeigte Herzschläge, alle paar Sekunden war eine Schlagfolge unregelmäßig.

Seit der Geburt Jakobs konnte es Brioni nicht ertragen, Kinder oder Jugendliche leiden zu sehen. Am allerwenigsten Jakob. Früher hatte er sich Fernsehreportagen über hungernde Kinder in Entwicklungsländern angeschaut, heute wurde ihm dabei schlecht. Jakob hatte sein Gefühlssensorium verändert. Einige Male schon hatte er mit seinem Sohn lebensgefährliche Situationen erlebt, im Auto, auf einer Bergtour, nach einer schweren Darmviruserkrankung. Jedesmal drehte Brioni fast durch, schrie Ärzte an, konnte nicht schlafen, hatte Alpträume und absolvierte schließlich ein Verhaltenstraining. Der Therapeut fragte, was Brioni tun würde, wenn sein Sohn nicht mehr lebte. Lange arbeitete Brioni daran, er nahm sich vor, in solch einem Fall einen Schritt zurückzutreten, sein Leben und das seines Sohnes als nur für kurze Zeit geborgt anzusehen. Er hatte damals die Ideen Epikurs verinnerlicht, wonach ein emotionaler Zustand anzustreben sei, der von der äußeren Situation völlig unabhängig zu sein hat.

Jetzt, da Jakob in Lebensgefahr schwebte, gelang es ihm nicht. Sein Herz pochte, er schwitzte, war wütend, fühlte sich hilflos und schuldig zugleich. Hatte er sich zuwenig um ihn gekümmert, hätte er Jakob zum Italienisch-Förderunterricht fahren sollen, hätte er ihn in eine näher liegende Schule ohne Italienisch einschreiben sollen? Irrwitzige Fragen mit nur einem Ziel: das Geschehene ungeschehen zu machen.

Brioni suchte einen Arzt. Einige Räume weiter standen Personen in weißen Mänteln um ein Bett. Man hatte der Patientin bereits ein Kliniknachthemd angezogen, ihre Privatsachen la-

gen auf dem Nachtkästchen, in einer durchsichtigen Tüte sah Brioni Ohringe mit großen Kunststoffdreiecken.

Angstvoll starrte die Frau an die Decke, eine Ärztin legte einen Katheter, eine Schwester brachte an der Brust Elektroden an. Die Ärztin injizierte eine Ampulle und schaute konzentriert auf den Bildschirm: Die Herzfrequenz sank.

Brioni zögerte; hatte er das Recht, die Ärztin zu stören, sie nach seinem Sohn zu fragen und sie damit vielleicht von ihrer lebensrettenden Arbeit abzuhalten?

Ein Pager piepste. Die Ärztin blickte auf die Anzeige, nickte der Schwester zu und eilte aus dem Zimmer. Brioni hastete hinterher und stieß eine Frage nach seinem Sohn hervor.

»Tachykardien.«

Er sah die Frau fragend an.

»Herzrhythmusstörungen. Alle neu eingelieferten Patienten haben ähnliche Symptome«, erläuterte die Ärztin, »stark erhöhter Puls, Zittern, Schweißausbrüche, Nervosität, Panikattacken. Bei älteren Patienten trat auch Vorhofflimmern auf.«

»Warum? Was ist die Ursache?«

»Alles deutet auf die Einnahme von großen Mengen Koffein hin. Mehr wissen wir noch nicht.« Sie bat ihn um Geduld, sie warte auf die Ergebnisse der Blutuntersuchungen, erst dann sei eine präzise Diagnose möglich. Mit dem immer noch piepsenden Pager in der Manteltasche verschwand sie im Überwachungsraum.

Brioni ging ins Krankenzimmer zurück. Jakob atmete ruhig, seine Augenlider bewegten sich nicht. Ein Laken bedeckte seinen Körper bis knapp über den Nabel. Brionis Augen folgten den bunten Drähten von Jakobs Brust zum Computer. Auf dem Monitor beobachtete er den Herzrhythmus, darunter sah er eine blaue und eine grüne Wellenlinie, vielleicht für Atmung und Puls. Alle zwanzig Minuten kam eine Schwester, blickte auf den Schirm, notierte Veränderungen und verschwand wieder. Warum ließ sie Jakob neunzehn Minuten allein?

Brioni wollte Jakobs nackten Oberkörper zudecken, doch er hatte Angst, die Elektroden zu verschieben. Er friert, dachte Brioni, obwohl er selbst im Hemd schwitzte, der Junge kam ihm so nackt vor, so hilflos, so leblos.

Einen Moment sehnte er sich nach dem Gefühl, als sich der einjährige Jakob abends unter seinen Arm geschmiegt hatte und eingeschlafen war. Vorsichtig griff er nach Jakobs Hand, er traute dem EKG nicht, mußte Jakobs Puls spüren.

Er ignorierte das Ende der Besuchszeit, wollte Jakob nicht allein lassen. Eine Krankenschwester bat ihn zu gehen. Er sagte ja. Und blieb.



Sie zog den Reißverschluß ihrer Lederjacke auf. Eine Teekanne stand auf dem Ofen. *First Flush Darjeeling* las Agathe auf einer Packung, die neben dem Kohleofen lag. Agathe besuchte das Antiquariat gerne, besonders im Winter. Die Besitzerin des kleinen Ladens war um die Fünfzig, sie hatte immer Tee auf dem Ofen, manchmal bot sie Agathe eine Tasse an, weil sie wußte, daß Agathe im Hinterhof wohnte. *Modernes Antiquariat* stand über dem Eingang. Journalisten brachten manchmal ihre Presseexemplare hierher, und Agathe hatte schon nagelneue Hardcoverexemplare zum halben Preis ergattert.

Sie hielt Ausschau nach einem Weihnachtsgeschenk für Maurice, ihren Freund. Auf den ersten Blick war der Laden eine chaotische Anhäufung von Gedrucktem, in der Mitte türmten sich Bücher auf einer riesigen Holzplatte, in den dunklen, verwinkelten Hinterräumen waren die Regale bis zur Decke gefüllt, doch die Unordnung war eine scheinbare. Ein präziser Plan zu der Lagerstätte aus Erlebtem und Erfundenem befand sich im Kopf der Buchhändlerin. Oft fragte Agathe nach einem Thema oder einem Titel, die Frau verschwand zielstrebig im Labyrinth und kam mit dem gesuchten Exemplar zurück.

Agathe schlenderte durch den Laden und entdeckte eine Aristoteles-Gesamtausgabe, ein älteres Exemplar, gut erhalten. Sie griff nach dem ersten Band, blätterte darin – und verspürte das dringende Bedürfnis nach einer Toilette. Sollte sie in ihre Wohnung zurück? Es widerstrebe ihr, Aristoteles dem Drang ihrer Blase unterzuordnen. Sie fragte die Buchhändlerin, ob sie ihr Klo benützen dürfe.

Sie durfte. Die kleine Kammer ging zum Hof und war unbeheizt. Agathe legte Toilettenpapier auf die Klobrille, zog trotz der Kälte ihre Lederjacke aus und krepelte den dicken Wollpulli hoch. Ohne dieses Ritual fühlte sie sich wie auf einer öffentlichen Toilette, und öffentliche Toiletten konnte sie nicht leiden. Sie setzte sich auf die papierbelegte Holzbrille und starrte auf den giftgrünen Kunststoffboden. Ihre Gedanken wanderten zu Aristoteles – er hatte ihr letztes Jahr geprägt, sie hatte viel Zeit mit ihm verbracht: *Die Rhetorik von Aristoteles in den Reden von S. Berlusconi. Eine Analyse*. Sie hatte eine Inhaltsangabe verfaßt, sich mit Kommilitonen beraten und das Konzept ihrem Professor vorgelegt. Der nickte. Agathe jubelte. Zum ersten Mal nach spröden Vorlesungen über Syntaxtheorien, Semantik und Rezeptionsforschung konnte sie eine längere Arbeit nach eigenen Vorstellungen gestalten.

Täglich verbrachte sie zehn Stunden mit dem ungleichen Paar, suchte in Zeitungsarchiven und studierte Reden, feurige und langatmige, brillante und hölzerne, subtile und verklärende. Bald merkte sie: das Vergleichen, Zerlegen und Hinterfragen nimmt den Politikern das Charisma der Macht und den Philosophen das Geheimnis, akribisches Sezieren führt zum Tod jedes Faszinosums.

Ihr Bedürfnis, mehr unter Menschen zu kommen, wuchs. Sie stieß auf eine Anzeige: *Tageszeitung sucht Rechercheassistent/in*. Jeden Morgen lagen Anfragen von Redakteuren vor. Bis Mittag suchte sie in Archiven und lieferte Material. Oft aber waren die Redakteure inzwischen längst mit ihren Artikeln fertig, manche entschuldigten sich, »War doch nicht so wichtig«, andere dank-